

# Der Weg nach Wartweil : eine Weihnachtserzählung

Autor(en): **Weckerle, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665336>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Rosmarinchens Überraschung am Weihnachtsmorgen:  
Phot. J. Wellauer, St. Gallen.



Nach der Weihnachtsbescherung: „Die erste Probe“.

### Spielendes Kind.

Es glüht in dir ein Funke,  
Der glüht so hell und rein,  
Und leuchtet aus deinen Augen  
Mir tief in das Herz hinein.

Er weckt in meinem Herzen  
Der eigenen Kindheit Lust,  
Wie dringt dein fröhliches Lachen  
Mir tief hinein in die Brust!

Und weckt ein heimliches Klingen,  
Das lange verborgen lag,  
Ein fernes, heimliches Klingen —  
Versunkener Kindertag.

G. Unterbuchner.

### Der Weg nach Wartweil.

Eine Weihnachtserzählung, nach dem Französischen von Rudolf Weckerle.

Doktor Stark, der seine beiden Berufskollegen bis zur Türe begleitete, blieb auf der Schwelle stehen und fragte sie mit müder Stimme: „Gibt es also keine Heilmittel mehr?“

Die beiden Ärzte blickten sich in die Augen, wie wenn einer dem andern sagen wollte, wie

unnützlich diese Frage sei, und der ältere antwortete: „Die zwei Serumeinspritzungen sind leider ohne Erfolg geblieben; wir haben alles versucht, mehr können wir nicht.“

„Mehr nicht... Denken Sie, daß das Kind noch lange leben wird?“

„Lange?“ wiederholte der jüngere überrascht, fast ironisch.

„Noch einige Stunden.“

„Man weiß nie“, fügte der erstere hinzu, „er muß auf alle Fälle nicht mehr leiden.“

Die beiden Kollegen hüllten sich in Decken ein und stiegen in den Schlitten, der vor dem Hause stand. Doktor Stark sagte: „Ich danke euch, daß ihr von so weit gekommen seid.“

Schon zog einer von den beiden die Uhr, um auszurechnen, wann sie in der Stadt ankommen würden. Es war ja Weihnachten, das schönste Familienfest des Jahres. Ruft es uns nicht alle heim an den häuslichen Herd?

Die Pferde vor dem Schlitten scharrtten ungeduldig; und als der Führer am Zügel zog, reckten sie die Köpfe und setzten sich in flotten Trab. Doktor Stark blieb unbeweglich auf der Schwelle seines Hauses stehen und starrte dem Schlitten nach, der auf dem schneebedeckten Weg entschwand, seine letzte Hoffnung mit sich nehmend. Ferner und ferner tönte ihm das regelmäßige Gebimmel der Pferddeglocklein ans Ohr. Dann kehrte er ins Haus zurück. Bevor er aber zu seiner Frau ging, die am Bette des sterbenden Kindes wachte, betrat er sein Arbeitszimmer. Dort blätterte er hastig in Büchern, stieß sie wieder weg und versuchte sich zu sammeln, um seinem Wissen eine gute Idee, ein Geheimnis zu entreißen.

Der Tag neigte sich zum Abend. Dr. Stark schaute durch das Fenster. Auf einer Seite erblickte er das Dorf mit seinen alten Häusern und engen Gassen und die schmale Steinbrücke, die über den Bergbach führt. Auf der andern Seite erhebt sich ein steiler Hang mit ernstern Tannen, auf welchen Schnee liegt. Warum war Dr. Stark in diese abgelegene Gegend gekommen, in dieses enge Tal, wo die Berge einander so nahe rücken, daß man von ihnen fast erdrückt wird? In wenigen Sekunden, wie es bei tragischen Umständen unseres Lebens oft vorkommt, faßte er die Erlebnisse seiner letzten Jahre kurz zusammen. Die Notwendigkeit hatte sein Leben regiert. Beherrscht sie nicht das Leben der meisten Menschen? Nach guten medizinischen Studien hatte er sich jung verheiratet. Weil er kein Vermögen besaß, konnte er seine Tätigkeit nicht in einer Stadt beginnen, denn dort läßt am Anfang die Kundschaft oft lange auf sich warten und nimmt nur langsam zu. Diese einsame Berggegend mit ihrem langen harten Winter, wofür die allzu

kurze Schönheit des Sommers nur schlecht entschädigt, dieses Tal mit seinen arbeitsamen und ehrlichen, aber herben und wenig kultivierten Einwohnern wurde seit Jahren von den Ärzten gemieden. Hier war keine Konkurrenz zu fürchten; und Dr. Stark wollte helfen. Man hatte ihn wie einen Retter empfangen. Nach einem Jahr schätzte er dieses Land wie seine Heimat. Auch seiner Frau, welche die große Welt nicht liebte, gefiel das Leben im stillen Bergtal; sie war zufrieden und glücklich. Ein Kind wurde ihr geboren, ein pausbäckiger Bube.

Die Arbeit Dr. Starks zeigte bald schöne Erfolge. Da gab es im weiten Umkreis kein Dorf, keinen Weiler mehr, wo er nicht schon irgend eine Krankheit geheilt oder ein Unglück beschworen hätte. An Kindern fehlte es nicht in dieser Taltschaft. Es gab ihrer viele, aber manche starben schon im zartesten Alter, denn es mangelte ihnen die nötige Pflege. Mit besonderem Eifer machte sich Dr. Stark daran, die Mütter aufzuklären und zu belehren, um dem Tod seine jungen und allzu leichten Opfer zu entreißen.

Nun schien es, wie wenn das Schicksal die Mühen des Arztes nur schlecht entgelten wollte, denn auch sein kleiner Sohn Kurt wurde plötzlich von einer Diphtherie befallen. Er hatte schon viele Kinder, die an derselben Krankheit litten, mit Serum-Einspritzungen oder mit Hilfe des Luftröhrenschnittes geheilt. Warum sollte er nicht auch seinem eigenen Kinde helfen können? —

Doch während er seinem Berufe nachging und längere Zeit abwesend war, hatte sich die Krankheit rasch verschlimmert. Die Stimme des Kindes wurde heiser und rauh, es hustete heftig, und die Erstickungsanfälle wurden immer häufiger.

Was war das für eine Heimkehr! Er erinnerte sich an den weiten mühsamen Gang durch den tiefen Schnee. Unterwegs war er in einen Laden getreten, um seinem Kurt zu Weihnachten Spielzeug zu kaufen. Mit einem kleinen Holzpferd und einer Trompete unter dem Arm setzte er seinen Heimweg fort. Und wie er an Frau und Kind dachte und sich auf die helle Flamme im Herd und die gute Suppe freute, erfüllte sein Herz ein stilles Glück.

„Endlich bist du da!“ hatte seine Frau fast geschrien, als er in die Wohnung trat.

„Komm schnell zu Kurt!“

Er hatte sofort erkannt, wie schwer die Krankheit war und gab dem Kinde eine Einspritzung. Weil sich aber trotzdem keine Besserung zeigte,

schickte er am folgenden Morgen einen Nachbar in die zunächst gelegene Stadt, um zwei Kollegen holen zu lassen. Für den Weg von der Stadt nach Tannberg muß man vier Stunden rechnen. Die beiden Ärzte konnten erst am Nachmittag ankommen. Aber auch sie waren ohnmächtig; Hilfe war nicht mehr möglich. Das einzige, was noch zu tun blieb, war warten...

Dr. Stark ging wieder in das Zimmer des kranken Kindes. Seine Frau hielt die Hand ihres kleinen Sohnes; mit traurigem Blick neigte sie sich über ihn und sprach ein zärtlich Wort. Das Holzpferdchen und die Trompete lagen unbeachtet auf der Bettdecke.

Als die Frau ihren Mann hereinkommen hörte, wandte sie sich nach ihm um und sagte, als ob sie erraten hätte: „Er stirbt.“ —

Er wiederholte die Worte des alten Doktors: „Man weiß nie...“ — „Was können wir tun?“

„Nichts als warten...“

Er setzte sich ihr gegenüber, auf der anderen Seite des Bettes. Der kleine Kurt lag regungslos da, fast ohne Fieber. Sein Atem ging schwächer und schwächer. Manchmal hob er langsam die Lider, aber seine unschuldigen Augen konnten nicht mehr sehen. So klein und nichtig schien dieser Körper, daß man sich fragen mußte, warum der Tod gerade ihn zum Opfer erwählt hatte. Dann wurden die Erstickungsanfälle wieder häufiger; und jedesmal konnten Vater und Mutter kaum erwarten, bis das Kind wieder ruhig wurde.

Es war Nacht geworden. In dieser Jahreszeit ist der Tag so kurz. Marie erhob sich mit großer Anstrengung.

„Wohin gehst du?“ fragte ihr Mann.

„Ich will eine Lampe anzünden.“

„Warum?“

„Um ihn noch lebend zu sehen.“

\*

Um sechs Uhr öffnete das Dienstmädchen Magda vorsichtig die Türe und sagte zu ihrem Herrn: „Ein Mann von Wartweil ist da, er möchte mit ihnen sprechen.“ Wartweil ist ein kleines Dorf, zehn Kilometer von Tannberg entfernt; es liegt auf der andern Seite des Waldes, durch welchen die Straße führt.

„Ich will niemand sehen, Magda,“ entgegnete der Arzt. Nach kurzer Zeit kam sie wieder zurück und sagte: „Er weigert sich zu gehen, er will sie unbedingt sprechen.“ Da verließ Dr. Stark das Zimmer, um den aufdringlichen Besucher selbst fortzuschicken. Er traf ihn in der Küche, wo

er sich wärmte. Schnee lag auf seinen Schultern, er schmolz und rann in kleinen Bächlein über seinen rauhen Kittel. Nun wandte der Bauer mit ernstem Blick sein mageres Gesicht dem Arzte zu.

„Ah, Ihr seid es, Peter, was wollt Ihr?“ fragte Dr. Stark. Der Bauer antwortete: „Mein Kleiner ist krank.“

„Ich werde morgen früh kommen,“ bemerkte der Arzt. Peter schüttelte den Kopf. „Ohne Sie wird er die Nacht nicht überleben.“

„Auch mein Kleiner ist am Sterben. Ich kann diesen Abend nicht mehr kommen.“ Die beiden Männer schwiegen, jeder sein Unglück stumm tragend. Dann fiel des Bauern schweres Wort in die Stille: „Ihren Buben werden sie heilen, aber meinen nicht.“

„O, meiner ist verloren.“

Wieder schwiegen sie, und von neuem nahm Peter das Wort: „Mein Bub ist noch nicht verloren. Ich bekam ihn erst im Alter und werde keine Kinder mehr haben.“

„Morgen früh werde ich kommen, ich verspreche es Euch.“

„Dann wird es zu spät sein.“

„Laßt mich die Augen meines Kleinen schließen.“

Der Bauer wagte einzuwenden: „Wenn Sie doch hier nicht mehr helfen können...“ Bei diesen Worten fuhr der Arzt erregt auf: „Wißt Ihr das? Solange mein Kind noch lebt, werde ich es nicht verlassen, versteht Ihr mich!?“

Der Bauer zerknitterte mit den Händen den Rand seines alten Filzhutes, zögerte noch einen Augenblick und schritt dann gegen die Türe.

„So werden also zwei sterben,“ murmelte er vor sich hin, aber ohne Auflehnung, wie einer, der sich ins Unabänderliche schickt.

„Wartet,“ rief Dr. Stark. „Hustet er stark?“ — „Ja, zuerst, dann nur noch wenig. Ist das ein gutes Zeichen?“

„Nein. — Aber Ihr seht doch ein, daß ich jetzt mein todkrankes Kind nicht verlassen kann! — Wie geht sein Atem?“

„Der pfeift; und dann auf einmal ist es, wie wenn er ersticken müßte.“

„Wie gestern Abend bei Kurt... Und doch ist es mir unmöglich zu kommen, verlangt das nicht von mir... Hat er diese Erstickungsanfälle oft?“

„Ja.“

„Ich bedauere Euch...“

„Ist er verloren?“

„Noch können wir hoffen, vielleicht haben wir Glück.“

Und mit einem Satz sagte der Bauer, was sein Herz bewegte:

„Für ihren Buben können Sie nichts mehr tun, aber noch etwas für meinen.“

Dr. Stark sah ihm mit festem Blick in die Augen, und mit entschlossener Stimme erwiderte er: „Ich komme mit Euch.“

Dann kehrte er rasch in das Zimmer zurück. Das Kind atmete kaum noch, sein Gesicht war schon so bleich, wie wenn der letzte Tropfen Blut aus seinem Körper gewichen wäre.

„Marie, du mußt ihm von Zeit zu Zeit dieses Fläschchen an die Nase halten, das macht ihm das Atmen leichter. Mehr können wir nicht mehr tun...“

„Warum sagst du mir das?“

„Weil ich fort muß.“

„Du, noch diese Nacht?“

„Der kleine Peter in Wartweil ist schwer krank, vielleicht kann ich noch helfen.“

„Und unser Kurt?“

„Sein Leben liegt nicht mehr in Menschenhand. Du kannst ihn so gut pflegen wie ich.“

„Verlasse uns nicht!“

„Ich muß.“

Jäh richtete sie sich am Ende des Bettes auf, wie eine Wölfin, die ihr Junges verteidigt und schrie: „Du liebst deinen Sohn nicht! Du liebst deine Frau nicht!“

„Meine Liebste,“ wehrte er sich; seine Stimme flehte so schmerzzerfüllt.

Sie hatte ihn nicht verstanden. Er neigte sich über das Kind und fühlte seine Wange, die immer noch warm war, trotz der wächsernen Hautfarbe. Und kurz entschlossen, ohne zurückzuschauen, weil er fürchtete, sein Wille könnte unsicher werden, entfloh er aus dem Zimmer.

\*

Im Schlitten sprachen die beiden Männer nicht ein Wort. Peter mußte von Zeit zu Zeit am Leitriemen ziehen und „Hü“ rufen, denn das Pferd war schon müde. Seine Hufe sanken im frischen Schnee ein. Der Arzt, welcher einen kleinen Koffer in der linken Hand hielt, zog mit einer mechanischen Bewegung seiner Rechten die Decke, die über die Knie rutschen wollte, wieder hoch.

Das schmale Sträßchen führte durch einen Hohlweg, auf dessen beiden Seiten ernste Tan-

nen zum dunklen Winterhimmel aufragten. In der Ferne toste der Wildbach. Vorne am Schlitten zu beiden Seiten waren zwei Laternen befestigt, die sanft hin und her schwannten und nur ein schwaches Licht auf die Bäume und Felsen des Begrandes warfen.

Nach einer guten Stunde hielt der Schlitten vor einem einsamen Haus. Man hatte ihn kommen hören, denn die Lüre öffnete sich, und eine Frau, eine Laterne in der Hand haltend, erschien auf der Schwelle. „Ist der Doktor da?“ fragte sie.

„Ja.“

Sie atmete erleichtert auf und führte die beiden Männer in das Zimmer des kranken Kindes.

Drei Viertelstunden später nahm der Arzt seine Instrumente wieder zusammen und schickte sich zum Fortgehen an.

„Ist er gerettet?“ fragte die Frau.

„Ich glaube es; morgen werde ich wieder kommen.“

„Wollen Sie noch diese Nacht zurückkehren?“ wandte Peter ein.

„Ja, sofort.“

„Aber das Pferd ist müde.“

Da er nun das Kind gerettet glaubte, dachte er natürlich an sein Tier. Doch der Bauer schien seltsam ergriffen und brachte ein Goldstück, das er als Geschenk seiner längst verstorbenen Mutter aufbewahrt hielt, und wollte es dem Arzte geben. Zu seinem großen Erstaunen weigerte sich dieser, es anzunehmen.

„Nein, mein guter Peter, niemand könnte mir den Gang dieser Nacht bezahlen.“

Auch auf der Rückfahrt sprachen die beiden Männer kein Wort miteinander. Untertwegs begegneten sie zahlreichen Gruppen von Leuten, die Laternen trugen. Zwischen den dunklen Tannstämmen leuchtete da und dort ein kleines Licht auf. Die Bauern der umliegenden Höfe und Weiler begaben sich zur Mitternachtsmesse. Sie sangen alte Weihnachtslieder:

Geboren ist das göttlich Kind,  
O freuet euch, ihr Menschen alle...

Und wenn sie dem Schlitten begegneten, riefen sie mit frohen Stimmen: „Gesegnete Weihnacht!“

Dr. Stark tat dieser Glückwunsch fast weh, und er vermochte nicht, ihn zu erwidern; auch Peter wagte es nicht.

An einer Biegung des Sträßchens, schon nahe bei Tannberg, fiel der Schein der Laternen auf ein hohes Wegkreuz. Sacht schwebten die Schneeflocken vom Himmel. Der Körper des schmerzen-

reichen Heilandes ragte hell und groß in die Nacht, und es war, als ob von seinem dorngekrönten Haupte ein tröstlich Licht fließen würde. Dr. Stark erinnerte sich an das alte Weihnachtslied: Geboren ist das göttlich Kind... Da wurde ihm seltsam froh zumute. Friede erfüllte ihn; kein Leid mehr, keine Auflehnung gegen das Schicksal. Hatte er nicht seine Pflicht getan! — Wohl dachte er an seinen kleinen Kurt, er wußte, daß er ihn nicht mehr lebend sehen würde; und er war erstaunt, ohne Bitternis daran denken zu können.

Als er zu Hause ankam und ins Zimmer trat, fand er seine Frau über das Bett des toten Kindes gebeugt. Gütig und sanft, doch mit fester Hand richtete er sie auf und sagte: „Marie, meine Liebste...“

„Du warst nicht dabei,“ seufzte die Frau, und sie sah ihm tief in die Augen. Seine Ruhe überraschte sie. Sie lehnte sich an ihren Mann mit der Gewißheit, daß sie bei ihm die Kraft wieder finden werde, die ihr jetzt fehlte. Dann wird sie den Mut haben, weiterzuleben, und dieses Leben zu lieben.

### Wie Georg Händels erste Komposition entstand.

Georg Händel war der jüngste Sohn eines Barbiers in Halle. Sein Vater wollte aus ihm einen Advokaten machen. Er hatte eine Vorliebe für diesen Beruf, weil ein Winkeladvokat in Halle ihm half, einen Prozeß gegen einen geizigen Bettler zu gewinnen. Doch Georg, dem die Musik das Höchste war, gefiel dies gar nicht. So oft sein Vater von diesem Plan redete, fing der kleine Junge vor Zorn an zu weinen.

Die Mutter, welche die Tochter eines Kantors war, versuchte den Vater von diesem Gedanken abzubringen, aber machte die Sache dabei nur noch schlimmer. Wie Georg kaum vier Jahre alt war, lehrte sie ihm die Tasten, und nach kurzer Zeit war der Kleine schon imstande, die Choräle nachzuspielen, die seine Mutter jeden Sonntag auf dem Spinett des Großvaters spielte. Musik war dem Vater gar nicht genehm, und Georg durfte nur in dessen Abwesenheit üben.

Doch eines Tages kam der Notar, der Freund seines Vaters, welcher ihm den Prozeß gewonnen hatte, und ertappte Georg am Spinett. Dieser unangenehme Bürger, der fortwährend seinen Vater bestärkte, aus dem Knaben einen Advokaten zu machen, war nicht Georgs Freund. Daß er den Jungen am Spinett getroffen hatte, wurde natürlich sofort dem Vater mitgeteilt, und am folgenden Morgen war das Instrument spurlos verschwunden. Mutter und Sohn waren untröstlich darüber und suchten vergebens nach dem verlorenen Schatz. Nach langem Befragen erklärte der Vater, einen guten Käufer dafür gefunden zu haben.

Schon lange hatte die Mutter nach der Melodie ihres Lieblingsliedes „Annen von Tharau“ gesucht, und Georg hatte ihr versprochen, eine ähnliche Melodie zu komponieren. Dieses Ver-

sprechen wollte er auch halten. Verzweifelt suchte er im heimlichen nach dem verschwundenen Spinett. Endlich, nach geraumer Zeit, hatte er im Nachbarhause, das dem Notar gehörte, auf dem Estrich unter altem Gerät sein geliebtes Instrument entdeckt. Um auf diese Bodenkammer zu gelangen, mußte Georg über das Dach klettern. Dies hinderte ihn nicht, jeden Abend nach dem



O frohe Weihnachtszeit!  
Phot. J. Weßauer, St. Gallen.